

Kai Dröge

Frankfurt am Main/Lausanne/Luzern

## **Liebe und Sozialstruktur**

### **Zu einer Paradoxie der Selbstverwirklichung in der Liebe**

Vortrag auf der Tagung „Paare und Ungleichheit(en) – Eine Verhältnisbestimmung“ der Sektion „Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse“ der DGS im WZB Berlin, 29.10.2011

Die Soziologie der Paarbeziehungen und der Liebe ist ein schwieriges Unterfangen. Dies gilt umso mehr, wenn man sich mit dem Beginn von Liebesbeziehungen auseinandersetzt, mit der frühen Phase des Verliebtseins, dieser Erfahrung einer überwältigenden Intimität, die die Welt da draußen oft komplett vergessen lässt. Diese Erfahrung erscheint so direkt und unvermittelt, so privat und individuell, dass die Gesellschaft mit ihren Normen, Regeln, Zwängen und Ungleichheiten darin eigentlich keinen Platz hat. Wenn die Soziologie dennoch darauf hinweist, dass auch verliebte Subjekte soziale Subjekte sind, die noch in ihren tiefsten Emotionen kulturell und sozial geprägt sind, dann erscheint sie nicht selten als eine Art Spielverderberin – eine Spielverderberin, die nicht zulassen kann, dass es tatsächlich Situationen geben kann, in denen sich die Subjekte aus den Zwängen der Gesellschaft befreien und in eine intensiv gelebte Zweisamkeit stürzen.

Wenn man die Literatur zum Thema anschaut, dann hat man allerdings manchmal auch den Eindruck, dass sich Soziologinnen und Soziologen in dieser Rolle der Spielverderberin durchaus gefallen. Geradezu genüsslich weisen sie die romantisch verklärten Subjekte darauf hin, dass sie in Wahrheit doch nur dem rationalen Kalkül ihrer individuellen Nutzenmaximierung folgen, dass sie in ihrem Liebespiel tatsächlich bloß eingespielte Geschlechterrollen reproduzieren, oder dass sie keineswegs das Schicksal füreinander bestimmt hat, sondern ihr klassenspezifischer Habitus, an dem sie sich als Subjekte mit einer ähnlichen sozialen Herkunft erkennen. Angesichts dieser Diagnosen stellt sich die Frage, ob von dem ursprünglichen Freiheitsversprechen des modernen Liebesideals in der Praxis überhaupt etwas bleibt, oder ob es bloß romantische Träumerei ist, wenn wir meinen, uns in der Liebe aus den Zwängen der Gesellschaft zumindest ein Stück weit befreien zu können. Mit diesen Fragen beschäftigt sich mein heutiger Vortrag. Zunächst werde ich die historischen Wurzeln des romantischen Ideals etwas näher umreißen und insbesondere darauf eingehen, wie dieses das Verhältnis von Liebe und Sozialstruktur grundlegend zu revolutionieren

versprach. In einem zweiten Teil gehe ich dann der Frage nach, wie es heute um dieses sozialrevolutionäre Freiheitsversprechen bestellt ist. Dabei beziehe ich mich unter anderem auf eigene Forschungen über heutige Formen der Partnersuche im Internet, die ich aktuell gemeinsam mit meinem Kollegen Olivier Voirol in einem vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekt durchführe.

Wie verhält es sich also mit dem Freiheitsversprechen des romantischen Liebesideals? Natürlich ist es nicht völlig falsch, wenn die Soziologie darauf hinweist, dass wir in der Liebe nicht einfach aus der Gesellschaft und Kultur heraustreten. Dafür spricht schon, wie eng die soziale Verbreitung und Etablierung des romantischen Liebesideals mit der Entstehung der modernen Gesellschaft verflochten ist. Trotzdem: Auch wenn wir dieses Ideal als ein soziales Konstrukt der modernen Gesellschaft ansehen, dann heißt das nicht, dass wir das eingangs angedeutete Befreiungsmoment der Liebe als bloße Ideologie abtun sollten.

Worin aber besteht dieses Befreiungsmoment und wie ist es selbst wieder mit der Gesellschaft vermittelt?

Ich habe hier ein Zitat von Niklas Luhmann ausgewählt, um dieses Freiheitsversprechen zu illustrieren. Aber man hätte auch Max Weber, Georg Simmel oder auch neuer Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim zitieren können, die ähnliche Überlegungen formulieren. Luhmann: Die Liebe biete „Schutz und Halt gegenüber den dominanten Merkmalen der modernen Gesellschaft – gegenüber wirtschaftlichem Zwang zur Arbeit und Ausbeutung, gegenüber staatlichen Regulierungen, gegenüber der ins Technologische drängenden Forschung. Das bedrohte Ich rettet sich in die Liebe“ (Luhmann 1997: 987).

Zunächst einmal verspricht die romantische Liebe also eine Art Rückzugsort oder Schutzraum für das bedrohte Ich. Verständlich wird dies nur, wenn man sieht, dass dieses „Ich“, das hier bedroht ist, in der modernen Gesellschaft ebenfalls eine neue Gestalt angenommen hat. Es ist ein neues, stärker individualisiertes Subjektverständnis entstanden, in dem Ideale wie Authentizität und Selbstverwirklichung eine zentrale Rolle einnehmen. Dieses authentische Selbst erscheint bedroht, weil es in der modernen Gesellschaft mit Ausbeutung, Entfremdung und einer Rationalisierung und Entpersonalisierung der sozialen Beziehungen konfrontiert ist. Dagegen wurde die Liebe zum Inbegriff von Intimität, Emotionalität und Personalität erhoben. Sie soll einen Schutzraum bilden, in dem authentische Selbstverwirklichung möglich ist.

Angesichts dieses engen Konnexes von Liebe und Selbstverwirklichung ist das Prinzip der freien Partnerwahl für das moderne Liebesideal natürlich von zentraler Bedeutung. Mit diesem Prinzip aber wurden Partnerschaft und Ehe aus ihrer engen Verstrickung mit der

Sozialstruktur zumindest partiell herausgelöst. Noch in der ständischen Gesellschaft war die Ehe eine Art strategischer Allianz, die neben anderem immer auch die Reproduktion der gesellschaftlichen Positionshierarchie zum Ziel hatte – deshalb beispielsweise die Verbote von standesungleichen Ehen, etc. In dieser Situation versprach das romantische Ideal der Liebesheirat eine tiefgreifende soziale Revolution des Beziehungslebens. Im Prinzip sollte nun jede jeden lieben dürfen, ohne Ansehen von Schicht, Status und sozialer Lage. Nicht Standesgrenzen oder ökonomische Notwendigkeiten sollten die Partnerwahl bestimmen, sondern die freie und wechselseitige emotionale Verbundenheit der Beteiligten selbst. Die Letztbegründung von Liebe und Partnerschaft wurde so von äußeren, sozialen Kriterien auf innere, vor allem emotionale Maßstäbe umgestellt.

Man sollte die Tragweite der sozialen Revolution des Liebeslebens nicht unterschätzen, auch wenn man natürlich einräumen muss, dass zunächst noch sehr viele Begrenzungen der freien Partnerwahl bestehen blieben. Es gab weiterhin rigide Vorstellungen darüber, welche Beziehungen schicklich waren und welche nicht. Kriterien von Schicht- und Klassenzugehörigkeit spielten dabei eine immer noch eine große Rolle. Außerdem galt die neue Freizügigkeit nur für eine sehr spezifische Beziehungsform, nämlich das bürgerliche Modell von Ehe und Familie. Die neue soziale Ordnung der Liebe hatte also nicht alle sozialen Ungleichheiten mit einem Mal hinweggefegt. Aber dennoch war der Keim gelegt, um diese Freiheiten in den Folgejahrzehnten sukzessive weiter auszudehnen.

Wenn man auf die letzte Zeit schaut, so haben insbesondere seit den späten 1960er Jahren verschiedene soziale Bewegungen für eine Ausweitung der gesellschaftlich legitimen Beziehungsformen gekämpft. Dies gilt etwa für die Schwulen- und Lesbenbewegung, aber ebenso für die Frauenbewegung und eine Reihe anderer mehr. Ich würde im Anschluss an Axel Honneth (2011) behaupten, dass sich diese Bewegungen zumindest implizit ganz wesentlich auf das Freiheitsversprechen abstützen konnten, das im romantischen Liebesideal angelegt ist. Gegen die Dominanz des bürgerlichen Modells von Ehe und Familie haben sie darauf insistiert, dass die Liebe einen Ort der authentischen Selbstverwirklichung darstellen sollte und es daher jenseits aller gesellschaftlichen Konventionen zuallererst auf die emotionale Verbundenheit der Betroffenen selbst ankommen muss – egal, ob dies dann in eine hetero- oder homosexuelle Beziehung mündet. Man kann hier mit Giddens von der Etablierung „reiner Beziehungen“ sprechen. Aber ich möchte betonen, dass die zugleich auch eine Stärkung des romantischen Liebesideals bedeutete, weil im Zuge dieser Entwicklung die in diesem Ideal angelegten Freiheitsmomente breiter zum Durchbruch kamen als es vorher der Fall war.

Wie sieht es aber heute mit diesem Freiheitsversprechen des romantischen Liebesideals aus? Ich springe hier direkt in mein eigenes empirisches Forschungsfeld, das sogenannte Online Dating, also die Partnersuche im Internet. Interessanterweise gibt es gewisse Verbindungslinien zwischen den oben genannten Befreiungsbewegungen der 1960er und -70er Jahre und der Art und Weise, wie dieses neue Medium kulturell gerahmt wurde und wird. Insbesondere aus der amerikanischen Gegenkulturbewegung heraus wurde das Internet zum Teil euphorisch begrüßt (Rheingold 1991, Turner 2006). Gerade auch im Feld von Liebe und Sexualität waren die Erwartungen hoch: Das neue Medium sollte eine Erweiterung der sexuellen Selbsterfahrungsmöglichkeiten bringen, aber auch Geschlechterungleichheiten abbauen durch die Möglichkeit, in der virtuellen Realität freier mit der eigenen Geschlechtsidentität spielen zu können. Zwar sind viele dieser euphorischen Hoffnungen aus der Anfangszeit inzwischen abgekühlt. Aber das Internet hat sich dennoch einen festen Platz in unserem Liebesleben erobert – sei es als schier unerschöpfliche Quelle von erotischen Phantasien und Pornographie, sei es als Medium der Kommunikation über Sexualität, Liebe und Beziehungen, oder sei es eben auch als ein inzwischen fest etablierter Ort der Partnersuche.

Auch in diesem Bereich, das heißt bei der Partnersuche im Netz, gibt es Verbindungslinien zu den Befreiungsbewegungen der 1960er und -70er Jahre. Pointiert formuliert kann man sagen, dass das Internet heute jenen Prozess der Befreiung der Partnerwahl fortzusetzen verspricht, der als soziale Bewegung in den 1960er Jahren begann. Durch den Einsatz moderner Kommunikationstechnologien sollen auch noch die letzten Barrieren niedergerissen werden, die die Partnersuchenden in ihrer freien Wahl begrenzen könnten. Das neue Medium bietet eine schier unerschöpfliche Auswahl potentieller Partnerinnen und Partner und überbrückt mühelos räumliche und zeitliche Distanzen. Zugleich reduziert es auch die soziale Kontrolle durch Freunde, Familie und Arbeitskollegen, indem geschützten und privaten Raum bereitstellt, in dem unbeobachtet erste intime Bande geknüpft werden können. In diesem Sinne stehen die Verheißungen des neuen Mediums in direkter Kontinuität zu dem Freiheitsversprechen, das das romantische Liebesideal von Anfang an mit sich führte. Und das gilt auch und in ganz besonderem Maße für das Ideal der Selbstverwirklichung.



Abb. 1: Werbespot Parship

Hier ist ein Screenshot aus einem Werbefilm Parship, einer der führenden Partnervermittlungsagenturen im Netz. Ihr Slogan „Liebe ist, wenn’s passt“, bringt eines der zentralen Versprechen des neuen Mediums auf den Punkt. Immer wieder betonen die Anbieter von Online Dating Seiten, dass erst eine optimierte ‚Passung‘ zwischen den zukünftigen Partnerinnen oder Partnern eine langfristig glückliche Beziehung gewährleisten könne.

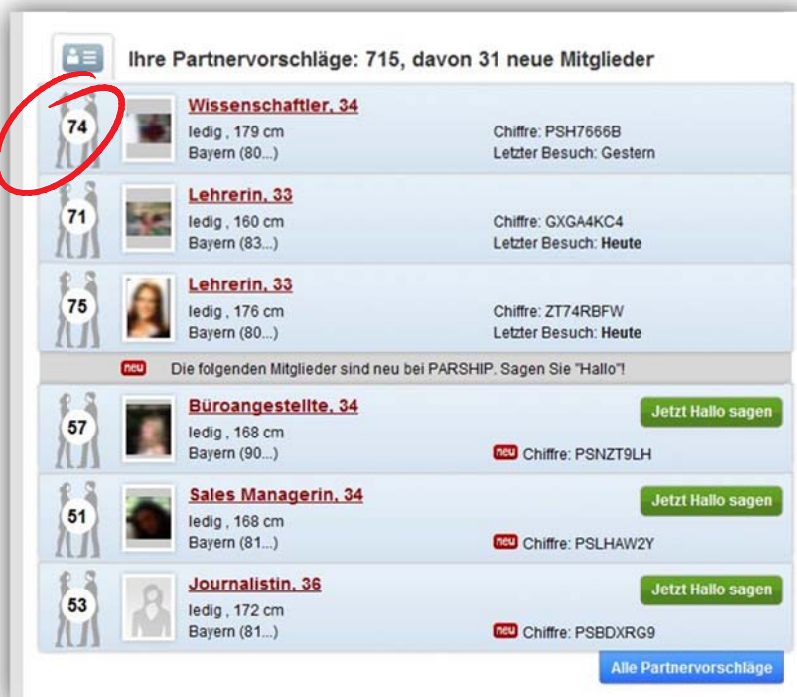


Abb. 2: Partnervorschläge Parship mit „Matchingpunkten“

Parship etwa berechnet auf der Basis von umfassenden psychologischen Persönlichkeitstests sogenannte „Matchingpunkte“ (siehe Abb. 2), die die Übereinstimmung zwischen zwei Personen abbilden sollen. Der Zusammenhang mit dem Selbstverwirklichungsideal liegt auf der Hand: Eben weil Beziehung und Partnerschaft als wichtige Orte der Entfaltung des eigenen Selbst gelten, soll der Partner möglichst in allen Dimensionen seiner Persönlichkeit mit der eigenen kompatibel sein. Und Online Dating verspricht, durch die Kombination aus praktisch unerschöpflicher Auswahl und zielgenauer Suche eben diese Passung optimieren. Auch in meinen Interviews mit Nutzerinnen und Nutzern von Online Dating-Seiten findet sich diese Idee der Passung sehr häufig – allerdings oft in ihrer negativen Form, das heißt als Enttäuschung darüber, dass auch der scheinbar so ideale Partner aus dem Netz sich beim ersten oder zweiten Treffen dann doch als ungeeignet erweist. Konkret führt diese Enttäuschung dann auch häufig zu dem Versuch einer Verfeinerung der eigenen Suchstrategie und zu einer noch strikteren Vorabselektion der Kandidatinnen und Kandidaten. Für derart verfeinerte, zielgenaue Suchstrategien bieten Online Dating Seiten viele Möglichkeiten. In den digitalen Profilen der Nutzerinnen und Nutzer sind umfassende Daten erfasst: Neben grundlegenden Angaben zu Alter, Geschlecht und Region beispielsweise auch Informationen zu Kleidungsstil und körperlicher Fitness, zu Einkommensverhältnissen und Bildungsbiographie, Essgewohnheiten und Freizeitbeschäftigungen, usw. usf. Diese Daten dienen wiederum als Basis für detaillierte Filtermöglichkeiten, die aus der unüberschaubaren Menge potentieller Partnerinnen und Partner genau jene heraussuchen sollen, die exakt zum eigenen Persönlichkeitsprofil passen.

Ich habe mir diese Matchingparameter und Suchoptionen einmal etwas genauer angeschaut, in einem Artikel, der demnächst in einem Sammelband zu Medien und sozialer Ungleichheit erscheinen wird.<sup>1</sup> Tatsächlich finden sich hier nahezu sämtliche klassischen Ungleichheitsrelationen aus der Offline-Welt sehr detailliert abgebildet: Dies betrifft sozioökonomische Unterscheidungsmerkmale wie Einkommen, Beruf und Bildung ebenso wie die „feinen Unterschiede“ des klassenspezifischen Habitus – repräsentiert etwa durch unterschiedliche Essgewohnheiten, Kleidungsstile oder Freizeitpräferenzen. Daneben werden auch Fragen der tugendhaften Lebensführung erfasst – vor allem in Gestalt der neoliberalen

---

<sup>1</sup> Kai Dröge 2011: Transitorische Sozialbeziehungen oder: Wider die Ungleichheitsblindheit der Internetsoziologie. In: Christian Stegbauer (Hrsg.): Ungleichheiten aus medien- und kommunikationswissenschaftlicher Perspektive. Wiesbaden: VS-Verlag (erscheint demnächst)

Forderungen nach einer aktiven Sorge um sich selbst und den Erhalt der eigenen Fitness und Leistungsfähigkeit.

Nimmt man all dies zusammen – und das ist wirklich bemerkenswert –, so ist hier ein soziales Setting der Beziehungsanbahnung entstanden, in dem man sich wie in kaum einem anderen Zusammenhang vorab über die ungleichheitsrelevanten Merkmale einer Person informieren kann, und zwar lange bevor man eine einzige Zeile im Chat oder per Email ausgetauscht hat. Tatsächlich zeigen Untersuchungen immer wieder, dass die Homogamieraten im Online Dating sehr hoch ausfallen. Obwohl das Internet geradezu unerschöpfliche Möglichkeiten bietet, mit Menschen in Kontakt zu kommen, denen man sonst nie im Leben begegnet wäre, so finden auch hier am Ende meist die zusammen, die aus einer ähnlichen sozialen Schicht kommen, einen ähnlichen Bildungshintergrund haben, etc. Vielleicht hören wir im zweiten Vortrag dieses Panels noch etwas zu diesem Phänomen, denn Andreas Schmitz ist ja an einer Untersuchung beteiligt, die sich genau mit diesen Fragen beschäftigt.

Ich komme jetzt langsam zum Schluss und möchte noch ein kurzes Fazit ziehen. Was kann man also aus den Beobachtungen bei der Partnersuche im Internet für die Frage nach dem Verhältnis von Liebe und Sozialstruktur in der modernen Gesellschaft lernen? Tatsächlich war dieses Verhältnis von Anfang an in einem hohen Maße zwiespältig: Einerseits hat die Liebe in der Moderne viele der Restriktionen abgestreift, die noch in der ständischen Gesellschaft die Paarbildung in enge soziale Grenzen eingehgt hatten. Andererseits bilden Liebe und Paarbeziehungen auch heute noch zentrale Orte der Reproduktion gesellschaftlicher Ungleichheiten. Zwar gibt es kaum formale Grenzen für Liebesbeziehungen zwischen Klassen, Schichten oder sozialen Milieus. Trotzdem bleiben homogame Formen der Paarbildung dominant. Online Dating ist hier nur ein Beispiel unter vielen.

Trotzdem möchte ich mich nicht in die Riege der pessimistischen Skeptikerinnen einreihen, die ich am Beginn dieses Vortrages etwas polemisch als „Spielverderber“ kritisiert habe. Ich denke nicht, dass das sozialrevolutionäre Freiheitsversprechen des modernen Liebesideals bloß romantische Träumerei ist, die es empirisch zu dekonstruieren gilt. Auch und gerade im Internet spielt dieses Freiheitsversprechen eine zentrale Rolle, und ich habe versucht zu zeigen, dass man heutige Praxen des Online Dating kaum verstehen kann, ohne dieses Versprechen in Rechnung zu stellen.

Meine Interpretation geht vielmehr dahin, dass uns die Beobachtungen im Feld des Online Dating auf einen Widerspruch hinweisen, den man vielleicht auch eine Paradoxie des modernen Liebesideals nennen könnte. Genauer wäre hier von einer Paradoxie der Idee der

Selbstverwirklichung in der Liebe zu sprechen. Denn es ist diese Idee, die sowohl einen zentralen Bezugspunkt für das sozialrevolutionäre Freiheitsversprechen der Liebe darstellt, als auch die Basis abgibt für die gegenläufige Tendenz zu homogamen Partnerschaften, die die persönliche „Passung“ in der Beziehung optimieren sollen. Im Dienste der Selbstverwirklichung sind gerade in den letzten Jahrzehnten immer mehr äußere Regulierungen der freien Partnerwahl abgebaut worden. Gleichzeitig aber sind neue, gewissermaßen innere Regulierungen aufgebaut worden. Sie führen die Subjekte dazu, sich zur Unterstützung ihres eigenen Selbstverwirklichungsprojektes Partnerinnen oder Partner zu suchen, die ihnen sozial möglichst ähnlich sind. Nicht nur das Internet, sondern ebenso die Paarpsychologie und neuerdings auch die Soziobiologie sind wichtige Triebkräfte dieser neuen, hochindividualisierten Ideologie der Homogamie.

Allerdings basiert diese Ideologie auf einem sehr spezifischen Verständnis von Selbstverwirklichung, das man nicht teilen muss. Dieses Verständnis begreift Selbstverwirklichung im Kern als ein rein individuelles Projekt. Das Gegenüber spielt hier nur insofern eine Rolle, als dass es möglichst gut zu diesem Projekt passen muss, damit ich in meiner eigenen Selbstverwirklichung durch eine Beziehung nicht gestört sondern bestenfalls unterstützt werde. Dem lässt sich ein Verständnis gegenüberstellen, dass in dem Anderen nicht nur eine mögliche Unterstützung, sondern viel tiefgreifender eine unhintergehbare Bedingung der eigenen Selbstverwirklichung sieht. Die Hegelsche Formel des „Man selbst sein im Anderen“ charakterisiert dieses Verständnis sehr treffend, aber man könnte hier auch mit Georg Herbert Mead oder anderen Vertreterinnen und Vertretern einer intersubjektiven Theorie des Selbst argumentieren. Grundlegend für ein solches Verständnis ist, einfach gesagt, die Einsicht, dass ein Subjekt erst durch die Konfrontation mit einem Gegenüber zu dem wird, was es selbst ist. Gerade die intime Begegnung mit einem anderen Menschen in einer Liebesbeziehung bildet für diesen Prozess der Herausbildung und stetigen Umgestaltung des Selbst einen wichtigen Katalysator. Jede intime Begegnung mit einem anderen Menschen verändert unser Selbst, lässt uns neue Seiten an uns entdecken, ermöglicht eine andere Sicht auf das, was wir sind. In der Konsequenz ist die Vorstellung vollkommen absurd, wir hätten so etwas wie ein ‚fertiges‘ Selbst, das sich dann die ‚passende‘ Beziehung suchen könne, um sich darin zu verwirklichen. Dieses Selbst gibt es nicht, oder zumindest nicht als eine statische Größe, sondern es bildet und wandelt sich fortlaufend in den Interaktionsbeziehungen, in die es eingebunden ist. Wenn es dieses Selbst nicht gibt, dann kann es aber auch kein Suchformular oder keinen Persönlichkeitstest auf einer Online Dating Seite ausfüllen, der dann einen idealen Partner oder eine ideale Partnerin auswerfen würde.

In meinen Interviews mit Nutzerinnen und Nutzern von Online Dating Seiten habe ich immer wieder den Eindruck, dass dieses Problem meinen Gesprächspartnern durchaus bewusst es. Interviewzitat: „Weißte, das kommt mir so vor, als suchtest du dir eine Digicam aus, ja? Und du hast da deine Vorschläge und die Vergleiche und da passt mir das und das, das und das. Also, ich weiß nicht, für mich stimmt das irgendwie einfach nicht. ... Es geht alles nach Katalog, du kannst aussuchen.“ (Interview Carol, Abs. 235).

Das Zitat zeigt ein Unbehagen über die Art und Weise, wie die Partnersuche auf Online Dating Seiten organisiert ist, ein Unbehagen über das Aussuchen nach Katalog. Dieses Unbehagen ist auch ein Zweifel an der Ideologie der Passung, an der Idee, dass man sich den passenden Partner wie ein Konsumgut im Katalog zusammenstellen könnte. Vielleicht liegt darin ja auch der Hinweis auf ein anderes Verständnis von Selbstverwirklichung in der Liebe, das einen Ausweg aus der Paradoxie des modernen Liebesideals bieten würde.